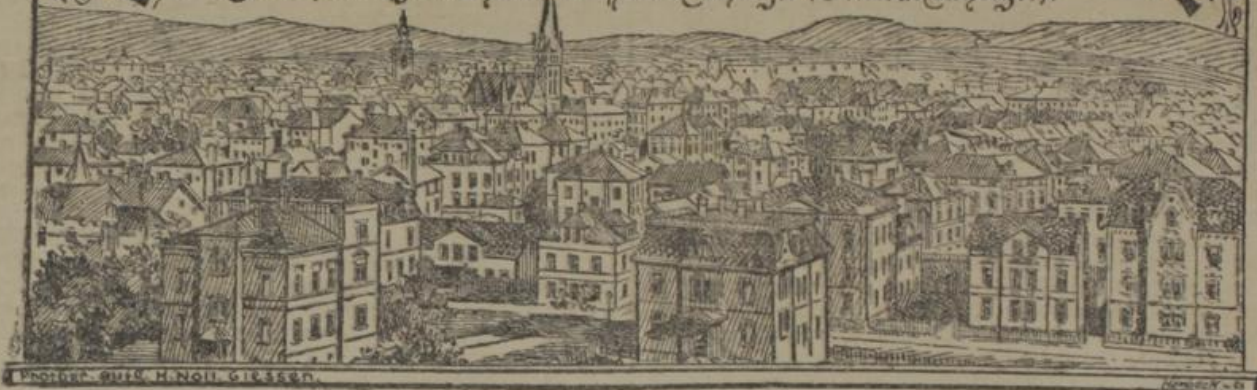


# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er hielt das Buch fest und ihre Hand mit dem Buch, beugte sich herab und küßte die Hand. Es war ein schwüles Spiel. Dann trat sie weg und öffnete das Piano. Mir war auch ganz schwül geworden — dieser starke Duft nach Blumen oder Parfüm, die ständige Luft in dem kleinen, von Möbeln und Stoffen überfüllten Raum! Und — das Gedicht war von ihm! Ganz selbstverständlich! Mir schwindelte, und wenn ich die Verse auch schauderhaft fand, zum Lachen war mir durchaus nicht zumute. — Erst als er mit prachtvoller Berbe einen famosen Attakemarsch erbrausen ließ, wurde mir gemüthlicher und ich konnte die Kommandeuse wieder ansehen. Sie stand am Tisch und hatte das Buch aufgenommen, darin blätternd, und sah schön und stolz und marmornhaft aus, wie immer. Da ging drüben eine Tür auf und ein sporenlirrender Tritt kam über den Teppich heran. Noch ein verspäteter Gast? —

Der Oberst stand unter der Portiere.

„Mein Gott, Bernhard!“ rief seine Frau und ging ihm entgegen — „das ist ja überraschend!“

„Ja. Meine Angelegenheiten waren schon heute mittag beendet und mich zog's heim. Da bin ich eben losgefahren... Guten Tag, Graf! Willkommen, lieber Nehn...“

Ich konnte kaum schnell genug die ausgestreckte Hand ergreifen, denn ich hatte mich bücken müssen, weil im Moment, als der Oberst eintrat und sie das Buch schnell auf den Tisch legte, ein Blatt Papier herausgeglitten war, gerade mir vor die Füße. Ich wußte nicht, warum ich es einsteckte, als gehörte es mir, und nicht einfach auf den Tisch legte... aber jetzt weiß ich's.

Es wurde noch ganz gemüthlich. Der Oberst erzählte sehr amüßant von Berlin und dem tollen lustigen Leben dort. Auch brachte er mir Grüße von meinem Kameraden in meinem alten Regiment. Er hatte da einen Bekannten und war zum Frühstück im Kasino gewesen. Sie hätten auch von mir gesprochen, sagte er mit einem sehr freundlichen Blick. Mir wurde bei seinem Lobe des Offizierkorps und des famosen Geistes, der da herrsche, ganz wehmüthig, und ich hatte so ein schattenhaftes Sehnen, wie es vielleicht zuzeiten die Seligen im Paradiese überschleicht, wenn ein neuer Antömmeling da erscheint und von der alten lieben Erde erzählt.

Poncalet ging fort. Er hatte noch eine Verabredung im Kasino. Mich forderte die Kommandeuse auf, noch zu bleiben und an einer Partie Whist teilzunehmen. Der Oberst schloß sich ihrem Wunsch lebhaft an. So fand ich keine Gelegenheit, Poncalet das Blatt Papier zu geben, das offenbar ihm gehören mußte, denn es war aus seinem Buch gefallen. —

Da liegt es vor mir. Es war beschrieben, doch keine Handschrift, die ich von den Regimentsbefehlen her kenne.

war es nicht, sondern eine fremde. Große lateinische Buchstaben. Auch ein Gedicht. Ich las es — das heißt, ich hatte es schon gelesen, sobald nur mein Auge darauf fiel:

Trauben von den Dornen ernten,  
Von den Disteln süße Feigen,  
Brotkorn aus den Sümpfen ziehen, —  
Einen Friedenstempel bauen  
Auf der Eß und Sünde Boden, —  
Herz, wem <sup>ist</sup> es gelungen?!  
Säulen wanken, Mauern brechen  
Auf dem unterwühlten Grunde,  
Und den Gott auf dem Altare  
Reißt es splitternd in den Staub.“

Ich werde es morgen mitnehmen zu Tisch. Ich weiß nur nicht, wie ich mich bei ihm entschuldigen soll, daß ich es einsteckte. Ich muß geftern Bistonen gehabt haben... Ja, hier in Zwieltisch wird am Ende auch der Klarste von Wahnideen befallen, wenn er eine hübsche Frau nur sieht und nun gar eine so wunderbar hübsche, so geheimnisvoll hübsche! Unfre andern Damen sind auch recht nett und elegant, aber ich weiß doch nicht, ob man selbst hier in Zwieltisch von einer unter ihnen träumen würde, wie ich mir ganz untertänigst diese ganze Nacht lang gestattet habe, von meiner gnädigsten Frau Kommandeuse zu träumen. Tolles Zeug! Recht merkwürdig, daß man im Traum mit aller Lebendigkeit und in allem Ernst so blödsinnig glühend jemand lieben kann, der einem sonst ganz gleichgültig ist, so lieben, wie es im Leben gar nicht möglich wäre! Und das Merkwürdigste ist dabei, daß man am Tage darüber lacht, und daß am Abend doch die ganze wahnsinnige Traumliebe so intensiv wieder da ist, wie in der vergangenen Nacht. Ich glaube, führte uns irgend ein Zufall eine solche Traumerscheinung in Wirklichkeit in den Weg, so müßte sie uns unsern Zustand anmerken und kein Wasser und kein Blut — Ich weiß wieder nicht recht — gehört das Zeug nun in dieses reine Buch von Kaiser Friedrich? — Mit Goethe wollt' ich mich wegen der verrückten Traumliebe schon stellen. Und Tante Vally — na, die soll es schon nicht zu sehen kriegen. Ihre großen runden Augen würden mir störend sein.

Uebrigens, wenn man sich sozusagen im geistigen Regligé zeigt in so einem Tagebuch, dann möchte man so wenig wie in Persona einen Zuschauer haben. Und wenn man die Früchte jedes Tages erst fortieren und dann darunter auswählen soll, dann ist die ganze Geschichte doch Mumpst. Ich weiß nicht, wie lange ich das durchführen kann. Ein Kamerad erzählte mir, er hätte auch mal ein Tagebuch geschrieben, aber nur so lange, als er nichts zu schreiben hatte, das sich der Mühe verlohnte. Nachher aber hätten ihn keine zehn Pferde rangelbracht. Ja — der war aber auch in der Hölle, in Berlin, und ich bin im „Paradies der Erde“ — in Zwieltisch.

Oktober. Jagdeinladung vom alten Freiherrn von Kallwein, Groß-Ranow. Habe mich gefreut. Das ganze Re-

giment war da. Vorforce hinter dem Fuchs. Wundervoller Herbsttag, frisch und sonnenklar, die Wälder prachtvoll bunt. Eine Lust, wie Glas so klar und herb und golden! Apollo zum Krüßen, Jagdspferd ersten Ranges, wurde mir von alten Kennern gesagt. Der alte Freiherr, einer der besten Reiter in der ganzen Gegend, früher bekannter Herrenreiter, lobte mein Reiten über den grünen Alee und meinte, es wäre kaum zu glauben, daß ich so lange Infanterist gewesen sei, aber das müßte freilich angeboren sein. Das konnte ich ihm bestätigen: Landsjohn, Kavalleristenkind, Mutter Schottin. — Ich kam als Erster ran, hob aus: Jagdkönig! Ich! — Mir war's einmal, als müßte ich die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut hinauszuschreien, wie der Hirsch an solch frühem Herbstmorgen tut, vor lauter Glück und Seligkeit. War das ein Tag — eine Lust, ein wildes Krafttauchen in meinen Ädern, Sehnen, Nerven — wenn ich Nerven überhaupt habe. Jugend! Gesundheit! Pferderücken! Ein Weiberherzchen war auch vorhanden. Aber nur ein sehr kleines, mageres, unreifes, und ich spürte keine Sehnsucht danach, hätte sogar manchmal gute Lust gehabt, laut hinauszulachen über die unverblühte Huldigung meiner werten Person, die dies naïvste aller kleinen Landmädchen mir so selbstverständlich darbrachte. Läuft mir unterm Arm durch, hoffentlich noch nicht ausgewachsen, diese kleine Kallweine. Sie ist das einzige Kind des alten Herrn, der sehr spät geheiratet hat. Alle Reize eines sechszehnjährigen Bachfisches vom Lande vereinigt sie in ihrem Persönchen — Milch und Blut, strohblond mit Bergfärbemischungen, in denen das dumme kleine Nadelherz so unglaublich offen sitzt, rein wie Gold. Natürlich! Wo sollen da schon Trübungen hineinkommen? Und dabei von einer Ungeschicklichkeit und Eitelkeit und einem Mangel an Grazie, daß es fast rührend ist. Sie müßte nach Berlin und da zurechtgemacht und dressiert werden. Jetzt ist sie wie ein Junge, der Mädchenkleider anhat, die ihm sehr un bequem sitzen, und schlägt hinten und vorn aus, daß die Röcke fliegen. Und dabei heißt sie Villi! — o!ch süßer Blumenname, unter dem man sich doch etwas ganz andres vorstellt! Vielleicht träume ich mir heut nacht eine intensiv blödsinnige Liebe zu ihr an. Viel verrückter wie zu meiner Kommandeuse war's am Ende auch nicht. Am Ende sogar gescheiter, denn sie soll einen schweren Bagen Geld haben und das schuldenfreie wundervolle Groß-Kinow! Na, Glück zu, wenn jemand Lust hat, in den kleinen, grünen, saternen Apfel zu beißen, der sich auch noch für süß hält. Muß furchtbar sein, wenn einem das Messer derart an der Kehle sitzt! Und reiten mußte das Wurm auch noch wollen! Und wie sah sie auf dem hochbeinigen Gaul! Wie die Kage auf dem Birnbaum, wenn unten ein Terrier bellt, so angeklammert, und so graulte sie sich. Wie kann bloß der Vater das erlauben! Aber wer, wie er, mit dem Pferde seit Ewigkeiten auf du und du steht, der kann sich gar nicht denken, daß man so talentlos sein kann, wie seine süße Villi. Ich habe mich, weiß Gott, um sie geängstigt, als sie die Zügel zerrte, daß der Braune sich beinahe auf die Kruppe setzte, und als sie dann hinter mir über den ersten Graben torkelte und ich sicher glaubte, sie würde im Wasser landen. Und immer hinter mir her, daß ich dachte, sie wollte mir mit ihrem Schinder, der an sich gar nicht übel war, partout an die Gurt. Ich dachte jeden Augenblick, es gäbe ein Unglück. Nachher dank der Ueberlegenheit Apollos ließ ich sie bald hinter mir, und ich weiß nicht, wie ihre Reiterei schließlich endete, jedenfalls aber glücklich, denn zum Diner erschien sie lebend in rotem Tartatane mit künstlichen Nadelbüscheln auf ihrem strohfarbenen Köpfchen. Scheußlich! dachte ich kopfschüttelnd, hat denn das Kind keine Tante oder Gouvernante, die ihm ein bißchen Dreh beibringt?

Und sie war die Tochter des Hauses! Und ich war der Jagdkönig und mußte sie zu Tisch führen! Die Unterhaltung war einseitig. Sie plapperte immer drauf los und wartete nicht auf Antwort, und ich konnte ungeduldrig die Kommandeuse bewundern, die mit dem alten Freiherrn mir vis-a-vis saß. Gott, wie bezaubernd die Frau wieder aussah! Ich glaube, es war weißer Samt, den sie anhatte, und natürlich trug sie wieder Berlin. Und dazu dieses blätternweiße Madonnengeßicht mit dem wie Atlas glänzenden rabenschwarzen Scheitel, und die schmale durchsichtige Hand mit den zarten blauen Nadelbüscheln, immer wieder etwas erhoben, als wollte sie ihr Herz schütten oder verbergen. . . . Und da mußte ich plötzlich wieder an das Polenmädchenbild in der Antiquitätenbude denken. Sonderbar! Ähnlich waren sie sich doch gar nicht. — Auf einmal, wie ich sie so anstarrte — ich glaube, ich starrte sie wie verzückt und zu lange an — fälschte ich eine Hand auf

meiner Schulter, und als ich mich umdrehe, sehe ich gerade in Poncalets kleine Wasseräuglein. Es war nämlich Duseisen gedeckt und wir sahen uns dos-a-dos.

„Ehe ich's vergesse,“ sagte er, „haben Sie etwas in Berlin zu bestellen? Ich fahre noch heute nacht, gleich nach dem Diner.“

Mir fiel augenblicklich nichts ein als die erstaunte Gegenfrage: „Warum denn so plötzlich?“

„Nachher!“ sagte er.

Ich fand, daß er verdammt blaß aussah — hatte er denn keinen Wein getrunken? Aber richtig — er trank ja so gut wie gar keinen. Als ich mich wieder umdrehte, sah ich in die großen schwarzen Augen der Kommandeuse, aber auf mich direkt waren sie nicht gerichtet. Dann sagte sie etwas zu mir, das ich bei dem Stimmengebrause und Gläserglirren — es wurde gerade ein Toast ausgebracht — nicht verstehen konnte. Sie lächelte bedauernd und ich . . . ja, ich muß mich wahrhaftig schämen — ich reichte ihr über den sehr breiten Tisch meinen Bleistift über meiner Uhrkette und meine Tischkarte. . . . Und sie lächelte liebenswürdig harmlos, schrieb etwas auf das weiße Blättchen und schob es mir mit ihrem Fächer wieder zu. Ich blickte auf dieselben steilen großen, lateinischen Buchstaben, die ich schon einmal auf einem Blatt Papier gesehen hatte! — Ich sollte morgen nachmittag fünf Uhr in Angelegenheit des Bafars bei ihr vorkommen. Sie stand an der Spitze und ich war maître de plaisir. Famos! jetzt war also ich ihr Adjutant, der andre war weg. Auf wie lange und warum? Bah — egal!

„Freut euch des Lebens,

Solang noch das Lämpchen glüht,

Pflücket die Rose,

Eh' sie verblüht.“

spielte gerade die Tischmusik. Nachher wurde getanzt, in einem mäßig großen Zimmer, bei einer Temperatur von mindestens fünfundsanzig Grad Reaumur. Die Paare konnten kaum aneinander vorbei. Es war überaus erquicklich, das vom Rauchzimmer aus mit anzusehen, denn das dauernde Andenken, das mein Ante seinerzeit erhalten hatte, verbot mir das Tanzen, wenigstens offiziell. Dankbar gedachte ich des Attentäters, als ich den rotflammennden Tartatanrock in der erstickenden Enge häpfen und springen sah. Sie mußte göttlich tanzen, die kleine Villi Kallweine, wenn sie dabei nur annähernd ihre Reittkunst erreichte. Und mit ihr mich herumzuschwenken hätte ich nicht umgehen können. Ja, wenn die Kommandeuse noch getanzt hätte! Dann hätte ich vergessen, daß ich nicht tanzen durfte, und wenn ich vor ihr zusammengeknickt wäre. Aber Stellung und Würde erlaubten ihr keine Rundtänze mehr. Arme Frau, mit zwanzig Jahren! Als das Zimmer geräumt und Française für die älteren tanzlustigen Herrschaften besohlen wurde, legte ich meine Uppmann hin und schoß auf sie zu. Unterwegs rettete mich nur ein für mein „invalides“ Anie sehr geschickter Seitensprung vor einer heftigen Karambolage mit Villi, die mit glühendem Gesicht, fast so rot wie ihr Kleid, quer über meinen Weg gepoltet kam. Wenn ich geglaubt hätte, daß sie dasitzen und auf mich warten würde — die Kommandeuse, meine ich — so hatte ich mir zu viel eingebildet. Da waren schon zehn abgeblüht! Sie tanzte mit einem jungen Major der achten Ulanen, zu meiner heimlichen Freude nicht mit Poncalet, der war schon abgeschwommen, nachdem er mir gesagt, daß er in Familienangelegenheiten einen vierzehntägigen Urlaub genommen habe. Wollte er sich etwa verloben? Nichts wäre wohl unwahrscheinlicher gewesen! Ich wandte mich dann zur Gräfin Wanda Wleterberg, die mir sehr sympathisch ist. Sie gehört natürlich auch zu den nur Française Tanzenden. Aber man merkt ihr die fünfundsiebzehn Jahre gar nicht an. Vielleicht liegt's in dem Blick oder an dem liebenswürdigen Zuge um ihren Mund. Peinlich war mir's ja, daß sie mich bei der Kommandeuse hatte abblickern sehen, ehe ich zu ihr kam. Aber sie ist viel zu vernünftig, um Dinge überzunehmen, über die nur junge Damen das Näschen rümpfen. Wir unterhielten uns ausgezeichnet und ich blieb bei ihr sitzen, als die Française längst zu Ende war.

(Fortsetzung folgt.)

# Ludwig III., König von Bayern.

## Zum siebzigsten Geburtstag.

1845 — 7. Januar — 1915.

Von Paul Pasig.

Mitten in die Tage schweren Ringens und Kampfens des Vaterlandes um seine nationale Existenz, die ihm neid- und hasserfüllte Gegner in maßloser Ueberhebung und unerhörter Selbstsucht freitig zu machen suchten, fällt der siebzigste Geburtstag eines deutschen Fürsten, der an die Spitze des zweitgrößten Bundesstaates gestellt, selbstlose Hingabe an die Interessen des großen deutschen Vaterlandes mit treuester Fürsorge für das mit dessen Wohl auf das Innigste verknüpfte Gedeihen des engeren Heimatlandes stets auf das Glückseligste zu vereinen gewußt hat: Es ist König Ludwig III. von Bayern. Der Ernst der Zeit verbietet rauschende Feste und glänzende Festlichkeiten. Aber mit dem allseitig getreuen Bayernvolke weilen an diesem wichtigen Gedentage alle Deutschen mit herzlichster, teilnehmender Freude und innigsten Segenswünschen im Geiste am Throne des erlauchtesten Wittelsbacher Fürsten, der, wenn auch erst in höheren Jahren zur Regierung berufen, es doch in vorbildlicher Weise verstanden hat, sich die Herzen seiner Untertanen im Sturme zu erobern und sich die ungeteilte, aufrichtige Zuneigung und Liebe aller Deutschen zu erobern.

König Ludwig III., mit seinem vollen Namen Ludwig Leopold Joseph Maria Alois Alfred, geboren am 7. Januar 1845 in München als ältester Sohn des damaligen Prinzen, späteren (seit 1886) Prinzregenten Luitpold von Bayern, war nach menschlicher Voraussicht ursprünglich ebenso wenig zur Regierung berufen wie sein erlauchter Vater, und erst die Königskatastrophe im Starnberger See, wo der einst mit so stolzen Hoffnungen begrüßte, geistesumwandete Ludwig II. ein selbstgewähltes Ende fand, hatte die bekannte Aenderung zur Folge. Denn da Ludwig II. unvermählt und kinderlos verstorben war, — seine Verlobung mit der geistvollen Herzogin Sophie von Bayern im Jahre 1867 wurde später gelöst, — so wäre nun sein jüngerer Bruder Otto der Thronerbe gewesen. Allein da dieser als geistesgestört nicht in Betracht kam, so übernahm nun als nächster Thronberechtigter Prinz, der Oheim beider, Luitpold, die Regierung, die er bis zu seinem am 12. Dezember 1912 im Alter von 91 Jahren erfolgten Tode in segensreichster Weise führte. Seit dieser Zeit steht Ludwig III., der also damals bereits 67 Jahre zählte, an der Spitze der Regierung, und zwar führte er zunächst den Titel „Prinzregent“.

Wenn er auch, wie das in fürstlichen Häusern Brauch ist, eine militärische Erziehung erhielt, so trat doch bei ihm wie bei seinem Vater, dem Prinzregenten Luitpold, die Vorliebe für das rauhe Kriegshandwerk nicht in dem Grade hervor, wie es im Hohenzollernhause traditionell ist. Doch trat Prinz Ludwig ins Heer ein und nahm bereits als junger Mähriger Offizier an dem deutschen Kriege im Jahre 1866 teil, in dem sein Vater eine Division gegen Preußen befehligte. In dem Gefecht bei Olenstadt am 25. Juli 1866 schwer verwundet, gab Prinz Ludwig später den aktiven Dienst ganz auf, avancierte jedoch, als nach dem französischen Kriege die einzelnen Bundesstaaten im machtvollen Deutschen Reiche inniger miteinander verknüpft waren, im deutschen Heere bis zum hohen Range eines Generalobersten und Generalfeldmarschalls. Eine ausgesprochene Vorliebe zeigte Ludwig III. schon frühzeitig für die Landwirtschaft, wozu ihn seine Eigenschaft als Besitzer einer Anzahl vorzüglich bewirtschafteter Güter angspornt haben mag. Eng damit hängt seine Wirksamkeit für das bayerische Kanalsystem zusammen. Denn die Landwirtschaft bedarf vor allem zum Betriebe ihrer Erzeugnisse günstiger und zahlreicher Verkehrswege, unter denen die Kanäle, schon wegen der geringeren Beförderungskosten, obenan stehen.

Ueberhaupt nahm Ludwig III., namentlich solange er noch als unverantwortlicher Prinz sich freier bewegen konnte, gern zu den öffentlichen Angelegenheiten Stellung und zeigte dabei ungewöhnliche Begabung, indem er in fließender Rede seinen Gegenstand überaus beherrschte und geschickt verfocht, wobei er übrigens, wie man zu sagen pflegt, aus seinem Herzen durchaus keine Mördergrube machte. Manche charakteristische Anekdote geht darüber im Volke um. Ueber seine treudeutsche Gesinnung ließ er bei all seiner Betonung des bayerischen Standpunktes jedoch niemals einen Zweifel aufkommen. Uebrigens wurde er wegen seiner Verdienste um die Landwirtschaft zum Dr. ocon. publ. der Universität München ernannt, und auch die dortige Technische Hochschule ehrte ihn durch Promotion zum Dr. ing.

In der Regel sind Kronprinzen oder überhaupt Prinzen, ehe sie zur Regierung gelangen, wie der hekömmliche Ausdruck lautet, „ein unbeschriebenes Blatt“, d. h. man weiß wegen der ihnen mehr oder weniger durch Gesetz und Herkommen auferlegten Zurückhaltung noch nicht, wessen man sich von ihnen als Regenten zu versehen hat. Anders bei Ludwig III. Als dieser nach dem Hinscheiden seines verdienstvollen greisen Vaters am 12. Dezember 1912 die Fäden der Regierung ergriff, wußte alle Welt und vor allem jeder Bayer und jeder Deutsche, daß mit dem nunmehrigen „Prinzregenten“ Ludwig III. ein Herrscher den ehrenden Thron der Wittelsbacher bestieg, der willens und befähigt war, die ruhmvollen Traditionen dieses erlauchtesten Fürstenhauses nicht nur zu pflegen, sondern auch kraftvoll und ziel-

bewußt weiter zu entwickeln und zu fördern. Und dazu gehört bekanntlich vor allem auch die Pflege der Kunst, die ja von jeher im Bayerlande eine vielbeneidete Heimstätte gefunden hat.

Bekanntlich ging das Bestreben aller nationalen Kreise Bayerns dahin, gleich nach der Thronbesteigung Ludwigs III. dem unhaltbaren Zustande, daß ein für unheilbar geisteskrank erklärter Herrscher, wenn auch nur nominell, die Regierung des Landes ausübte, ein Ende zu machen und die Königswürde auf den, der sie tatsächlich besaß, zu übertragen. Aber Verfassungsbedenken, die namentlich von seiten der mächtigen ultramontanen Partei dagegen geltend gemacht wurden, ließen es vorerst nicht dazu kommen, und Ludwig III. zeigte sich auch hier als durchaus konstitutioneller Herrscher und ließ es zunächst beim Alten bewenden. Erst als es zu einer entsprechenden Verfassungsänderung gekommen und diese von allen dazu berufenen Instanzen gebilligt worden war, erklärte sich Ludwig III. zur Annahme des Königstitels bereit (5. November 1913). Seitdem ist dem längst als unhaltbar erkannten Zustande der Prinzregentschaft in Bayern ein Ende gemacht, und der tatsächliche Herrscher führt auch den ihm zukommenden Titel.

Jeder Deutsche weiß, wie Ludwig III. seit seiner Thronbesteigung keine Gelegenheit vorübergehen ließ, nicht nur seine persönliche treue Hingabe an Kaiser und Reich zu betonen und zu bestätigen, sondern auch bei aller Wahrung der berechtigten Sonderstellung seines Landes bestrebt war, seine Regierung in erst nationalem Geiste zu führen. Das geht u. a. nicht nur aus den Veröffentlichungen der auf seine Veranlassung ins Leben gerufenen „Bayerischen Staatszeitung“ hervor, sondern auch aus den verschiedensten Veranstaltungen, die er teils selbst getroffen hat oder an denen er teilnahm. In aller Gedächtnis ist noch das lebhafteste Interesse, das Ludwig III. der hundertjährigen Jubelfeier der Befreiungskriege im Jahre 1913 entgegenbrachte. Er selbst lud zu einer prunkvollen Feier in der von seinem Großvater Ludwig I. errichteten Befreiungshalle in Kelheim (25. Aug.) die deutschen Fürsten, an ihrer Spitze den Kaiser zu sich und betonte in gehaltvoller Ansprache seine aufrichtige, echt deutsch-nationale Gesinnung und als Deutschlands Fürsten im Verein mit Vertretern auswärtiger Regierungen sich am 18. Oktober desselben Jahres auf Leipsias blutgebängten Fluren einfanden, um das großartige Völkerschlachtdenkmal zu weihen, da fehlte auch Ludwig III. nicht. Und seitdem Deutschlands wadere Söhne in dem heißen Ringen um des Vaterlandes Ehre und Sein wider dessen erbitterte, hab- und neiderrüllte Gegner Sieg auf Sieg an ihre ruhmreichen Fahnen heften, hat Ludwig III. zu wiederholten Malen nicht nur sein tiefes Verständnis für die hohe nationale Aufgabe bekundet, sondern auch keine Gelegenheit verüßbergeben lassen, seinen wadernen Bayern, die unter seinem Sohne, dem Kronprinzen Rupprecht, so hervorragenden Anteil an den jüngsten Ruhmesstaten der deutschen Armeen haben, seine Anerkennung auszusprechen und sie zu neuen Heldentaten anzufeuern. Darum wurde ihm vom Kaiser bereits die höchste Kriegsauszeichnung, das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, zuteil.

So steht König Ludwig III., der seit dem 20. Februar 1868 mit seiner hohen Gemahlin, geb. Erzherzogin Maria Theresia von Modena (geb. 2. Juli 1849), ein überaus glückliches Familienleben führt, als vorbildlicher, treudeutscher Bundesfürst da, eine der festesten Säulen des deutschen Reichsbauens, ein Fürst, in dem gewissermaßen Bayerntum und Deutschtum sich zu einer höhern Einheit in herrlichster Weise verschmolzen haben. Ihm gelten aller Deutschen aufrichtigste Glück- und Segenswünsche!

## Das Leben der Kriegsgefangenen in Wologda.

Gleich beim Ausbruch des Krieges wurden von der russischen Regierung deutsch gesinnte Leute unter irgend einem Vorwand als Kriegsgefangene nach dem Gouvernemente Wologda verschickt. Jetzt sind dort etwa 7000 solch unfreiwilliger Ansiedler vorhanden. Viele unter ihnen sind, wie aus einem Bericht der „Rjetsch“ hervorgeht, bemittelte Leute, die Mehrheit aber völlig mittellos. Fast alle lebten vorher in Riga, Libau, Reval und anderen Städten der Ostseeprovinzen. Etwa 3000 Mann der Kriegsgefangenen sind in kleinen Orten und in Dörfern untergebracht, die übrigen in Wologda selbst. Seitdem die Kälte eingetreten ist, leiden die armen Gefangenen, denen es an den notwendigsten Bekleidungsstücken fehlt, außerordentlich. Die Behörden kümmern sich herzlich wenig um sie und ordnen nur an, daß die begüterten Kriegsgefangenen für ihre armen Leidensgenossen sorgen sollen. Die ersteren bildeten auch ein Hilfskomitee, das unter strengster Aufsicht der Heeresverwaltung steht. Dieser Einrichtung verdanken tausend Menschen eine Volksküche, in der anfangs das Essen für 10 Kop. abgegeben wurde und jetzt schon für 6 Kop. Auch die Kranken sind lediglich auf dies Hilfskomitee angewiesen, das ein Ambulatorium, eine Apotheke eingerichtet und zwei Ärzte — einen deutschen und einen österreichi-

**sehen** — angestellt hat. Zwei große Gebäude, die 600 Menschen aufnehmen können, wurden in Wologda nach Verordnung der Administration für die wohlhabenderen Gefangenen eingerichtet. Die andern, die über Mittel verfügen, hatten sich in den besten Hotels eingerichtet, wo bald alle Zimmer von ihnen besetzt waren. Die Kriegsbehörde erteilte hinterdrein den Befehl, daß jeder Gastwirt nur den dritten Teil seiner Zimmer den Kriegsgefangenen überlassen dürfe.

Anfangs fühlten die neuen Bewohner sich recht wohl in Wologda, spazierten in Gruppen durch die Straßen, sprachen deutsch miteinander und brachten mitunter sogar öffentlich ein Hoch aus auf die deutschen Soldaten. Diese Unvorsichtigkeit büßten sie durch den Erlaß strenger Maßnahmen, die ihr Leben genau regelten. Sie dürfen nunmehr nur zu zweien auf der Straße sich sehen lassen, müssen um 6 Uhr abends zu Hause sein, dürfen der Eisenbahnlinie nur bis zu einer Entfernung von dreihundert Schritt nahekommen und haben täglich einen schriftlichen Ausweis ihrer Lebensführung an die Tür zu hängen. Die Gefängniswärter müssen für die Ruhe und Ordnung unter den Kriegsgefangenen aufkommen und ebenso für die regelrechte Erledigung ihrer Tagesarbeit. Sie besteht im Holzsägen, im Auf- und Abladen von Hölzern im Hasen und in verschiedenen Handleistungen in den Schneidemöhlen. Anfangs war davon die Rede, daß die intelligenteren Kriegsgefangenen in den Kanzleien und sonst mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt werden sollten. Die schon vorgesehene Erlaubnis hierzu wurde jedoch zurückgezogen. Im ganzen ist das Leben der Kriegsgefangenen in Wologda erträglich, soweit sie selber die Möglichkeit haben, sich zu ernähren und warm zu bekleiden. Unter harten Entbehrungen müssen aber die Unbemittelten leiden und selbst den Wenigbemittelten wird es recht schwer, durchzuhalten, da die Lebensmittel dort eine ganz ungewöhnliche Verteuerung erfahren haben. So ist jetzt auch die Butter bedeutend im Preise gestiegen, weil die Folgen der Untereerte in Futtermitteln sich allmählich recht peinlich bemerkbar machen.

**Vermischtes.**

\* **Seltene Waffen aus Feindesland.** Die Fälle der modernen, für den ehelichen Krieg zugelassenen Waffen genügt unsern Feinden nicht mehr, sondern sie greifen zu Vorgeräten, die sonst nur von nichtsehrer Gefindel im Kampf gegen die Tiere der Wildnis zur Anwendung kommen. Neben die Dumdum-Geschosse stellen sich noch andere seltene Waffen, über deren Verwendung in diesem Kriege Generaloberarzt Dr. Bretmer in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer berichtet. So hat man in Frankreich gegen unsere Soldaten Gewehrstöcke oder Stockgewehre verwendet, wie z. B. die Erzählung eines Wehrmannes beweist, der beim Ringen mit einem Zuaven einen Stock aus Metall erbeutete. Erst später stellte sich heraus, daß es ein Stockgewehr war; es erscheint äußerlich ganz als ein eleganter schwarzer Spazierstock mit vernickeltem Griff, dessen Schaft mit einem breiten Ringe verziert ist. Der Gewehrstock wiegt 610 g, hat eine Gesamtlänge von 82 cm. Der schwarzlackierte Teil besteht aus einem Stahlrohr, das abgeschraubt werden kann und innen glatt ist. Schließt man mit dem Gewehrstock, so wird eine Patrone eingelezt und der Griff angeschraubt. Der 3 cm breite Ring am Schaft des Griffes wird gegen den Druck einer Feder zurückgezogen und durch Drehung nach links festgestellt. Das Gewehr ist dann gespannt, kann aber unauffällig als Spazierstock getragen werden und wird durch eine leichte Drehung des Ringes nach rechts abgeschossen. Im englischen Meer führen nicht nur die indischen Truppen das gefährliche Kukri, ein krummes Messer, das durch geschicktes Werfen zum Töten von Schlachtieren und zum Erschlagen von Feinden benutzt wird, sondern die schottischen Hochländer haben auch ein furchtbares Dolchmesser, das in der Hand eines Weichelmörders ein sehr gefährliches Werkzeug ist. Die Waffe ist eigentlich ein Spornmesser für Segler, das einen Dorn zum Lösen der Knoten trägt. Dieser Dorn, der bei den Segelmessern kurz ist, ist bei dem Schottendolch sehr lang, so daß er eine richtige Stoßwaffe mit dem Messer als Handgriff bildet. Das geschlossene Taschenmesser ist 12 cm lang, hat 10 cm Umfang und wiegt 226 g. An der einen Seite trägt es eine breite starke Klinge und einen langen Öffner für Konservendbüchsen, an der anderen Seite einen 10 cm langen, 8 mm dicken, runden, leichtgebogenen, dolchartigen Dorn. Der geriefelte Griff liegt leicht und bequem in der Hand, und so ist das Instrument nicht nur zum tödlichen Stoß in Brust und Bauch, sondern auch zur Durchbohrung des Schädels geeignet. Die Verwendung des

**Fliegerpfeiles**, der durch die Wucht des Aufschlags auch recht schwere Verletzungen hervorrufen kann, ist bereits häufig erwähnt worden. Die Serben bedienen sich im Kampf der Sprengbombe, die in der Tasche versteckt getragen werden kann. Eine derartige Bombe warf Princip auf den Erzherzog Franz Ferdinand; sie bestehen aus einer geschlossenen Stahlkapsel und stoßen beim Ausfallen wahrscheinlich einen Schlagbolzen in die Zündmasse, die das Dynamit zur Sprengung treibt.

\* **Schützengrabenspoesie.** Zu den mancherlei Zeugnissen, die beweisen, daß weiteren waderen Kriegern auch selbst unter den härtesten Kriegsituationen weder der Humor noch die Lust zu gebundener Rede ausgeht, gesellt sich jetzt als neue hübsche Probe ein Gedicht, das der zuerst im Felde sie endende Baugener Buchhändler Walter Starb im Buchhändler-Börsenblatte veröffentlicht. Lange hatte er vorn im Schützengraben gelegen, wo fast täglich Angriffe der Franzosen abzuwehren waren, bis seine Abteilung endlich auf sechs Tage in Ruhestellung etwa 500 Meter hinter dem Schützengraben in den Wald zurückgezogen wurde. Zustand und Stimmung in dieser Lage schildert der poetische Buchhändler in folgenden hübschen Versen:

Wenn abends hier das Feuer raucht,  
Da sitzen wir, und jeder schmaucht,  
Da wird geschwätzt von dem und dem,  
Und wenn's nur bald zu Ende kam';  
Was am polt'ischen Himmel schwebt  
Und was man so bisher erlebt;  
Ob auch Paletto angelommen,  
Und was man ihnen hat entnommen.  
Ob jemand was zu teilen hat,  
Und wie es wär' mit einem Etat.  
Der wird des Öftern auch gepfeift,  
Ist Schluß, man sich ins Lager wählt,  
Bedeckt die Stiefel schön mit Stroh,  
Den Korpus mit dem „Paletto“  
Und schläft wie König Salomo.  
Nun seit fast einem Vierteljahr  
Man nicht in Haus und Bette war,  
Ist auch seit reichlich 15 Wochen  
Nicht wieder aus der Hof' getrosen.  
Bin auch seit Baugen nicht rasiert,  
Weshalb mich jetzt ein Vollbart ziert.  
Kurzum, in punkto Reinlichkeit  
Läßt man sich notgedrungen Zeit.  
Für solche Kerle scheint der Wald  
Der einzig richt'ge Aufenthalt.

\* **Amerikanische Aphorismen zum Krieg der Türkei.** Die Russen haben die Absicht, Konstantinobel „Jagrad“ zu nennen; aber es dürfte vielleicht besser sein, wenn sie es am Ende mit einem „b“ schreiben, denn es könnte leicht zum „Jagrab“ werden. (Tacoma News.) Jetzt fehlt nur noch, daß auch Türkisch-Amerikaner an die Zeitungen schreiben. (Philadelphia North American.) Das Schlimmste ist bei dem Verlust eines türkischen Soldaten, daß er so viele Wunden hinterläßt. (Washington Post.) Die Kanonen donnern jetzt rings um den Sinai und Akrat. Das ist die Wiege der Menschheit und ein uncaltes Stüd Erde, aber trotzdem ist es immer noch nicht ruhig geworden. (Springfield Republican.)

**Rösselsprung.**

		ist	den	und	rein		
glut	richt	zeih'	mel	klar	le	toll	ber
ver	erst	be	thö	der	mit	und	nach
war	meß	ju	auch	him	deß	ü	sie
		der	son	gend	wenn		

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:  
Pelz, Pilz.